

(Nachdruck verboten.)

7

Die Schuldige.

Von C. Viebig.

„So, so!“ Kopfschüttelnd trat der Staatsanwalt hinter dem Baum hervor. Er sah sehr ernst aus, ein Zug von Besorgniß lag auf seinem Gesicht. Der Lorenz? Was hatte der droben in der Höhle zu suchen — und so heimlich, um diese Zeit? Wenn das nur keine böse Geschichte war!

Mit gesenktem Kopf und langsam schritt Milde dem Ramstein zu. Es lag auf ihm wie ein beängstigender Druck. Immer wieder sah er das junge Weib mit dem Kind in den Armen auf dem grünen Rasenstück sitzen, über ihre Schulter lugte das reine, freundliche Gesicht der kleinen Anna; an beiden vorüber aber, wie ein Schatten, glitt die schlankte Gestalt des Lorenz. Was ging hier vor?

Auf dem Ramstein in der Gaststube brannte die Lampe, als der einsame Spaziergänger wiederkehrte. Das laute Getriebe war zu Ende, die meisten hatten den Heimweg angetreten, müde von Sommerlust und Sommerlust; nur wenige der Gesessenen weilten noch beim Schein der Windlichter draußen in der lauen Nacht und ließen sich die Erdbeerbowle schmecken.

Auf der Thürschwelle stand die hübsche Anna mit lächelndem Gesicht und warmem Roth auf den Wangen.

„Ne, Herr Staatsanwalt,“ rief sie dem Ankommenden entgegen, „sein Sie lang ausgeblieben! Wie schad, mein Lorenz war vor einer Stunde hier, ich hätt' n Ihnen gar so gern vorgestellt — er is net dageblieben, er hatt gar so wichtig zu thun. Auf dem Pfalzehof is en Ruh aufgetrieben, er muß nach Cordel rennen und ebbes Medezin beim Viehdoktor nehme gehn; er war sehr pressirt. Um Uhren zehn will er aber wiederkommen, ich hab' ihn ja heut noch kaum gesprochen. Sie können wohl net e so lang dableiben, Herr Staatsanwalt, es is gleich e so weit?“

Sie hob die klaren Augen bittend zu ihm auf. Milde vermied ihren Blick; es that ihm weh, in dies vertrauende Mädchengesicht zu blicken.

„Nein, nein,“ sagte er hastig, ich muß jetzt rasch fort, sonst geht der letzte Zug in Ehrang ohne mich!

Er zahlte die Beche, zerstreut, ohne weiter zu reden; er drückte dem Mädchen die Hand und machte sich eilig auf den Weg. Fast betroffen sah ihm die hübsche Anna nach.

„Was hat denn Herr Staatsanwalt heut Abend nur? Warum war er auf einmal so pressirt?“ — — —

Der Lorenz stand auf dem Pfalzehof im Stall und mistete aus. Die Hemdärmel hatte er aufgestreift, daß die muskulösen Arme bis über den Ellenbogen entblößt waren; unter den bunten Hosenträgern wölbte sich die breite Brust, aber sie athmete schwer und bekloppen.

Es war heiß und gewittertschwül.

Er arbeitete hart, der Schweiß troff von der Stirn und klebte ihm die braunen Ringellocken an die Schläfen. Der Lorenz war unwirsch, er schmiß den Dung nur so von der Schippe zur Thür hinaus, daß er in weitem Bogen auf den Hof flog.

„Dunnewetter Zackerlot!“

Der Bursche fluchte laut, ein erregtes Zucken lief um seinen Mund, und er kante zornig am Schnurrbart. Sein Gesicht war verändert, die lachende Reckheit der hellen Augen einem gewissen schenen Ausdruck gewichen. Er war still, er sah den Leuten nicht mehr gerade ins Gesicht, er lugte von der Seite. Seine Wangen waren schmaler als früher, und über der Nasenwurzel grub sich eine Falte.

„Et es de Tief, die nicht hän e su duh,“ sagte der Pfalzebauer zu seinem Weib, doch ruhte sein Blick oft seltsam argwöhnisch auf dem Sohn.

Der Barbara wurde nie mehr erwähnt; die war todt für den Pfalzehof, und fragte einer im Dorf die Bäuerin nach der verschwundenen Magd, dann zuckte die mit den Achseln: „Furt es se, jao, jao!“

Heut war es still auf dem Pfalzehof; seit dem Abgang der Barbara hielt man weder Knecht noch Magd. Der Lorenz mußte allein schaffen. Die Alten hielten drinnen im Haus einen Schlaf; die Mittagssonne sprühte auf die Pflastersteine, zwischen denen das Gras wucherte.

Zum Hofthor drückte sich eine Gestalt herein — ein bettelhaft aussehendes altes Weib — guckte sich erst nach allen Seiten um und schlich dann auf den Stall zu. Sie war so leise herangekommen, daß der Lorenz erst bemerkte, als sie auf der Thürschwelle stand und ihr eingefallener Mund ein „Häh, Lorenz, guten Dag!“ murmelte.

Geschrocken fuhr der Bursche zusammen, dann schob jähe Röthe in sein Gesicht.

„Katrein, wat onnerstiecht Dir Dich — wann Dich Dän Batter siehn däht!“

„Ech peifen druf,“ machte die Alte geringschätzig, „ech sollten Dich fraogen, waarom Dir dreier Dag net owen bei dem Barbara gewest seid — verhungern leunt se alleweil aach, ech han sälwer neist!“

„Jao, jao, ech giehn schunz, diesen Abend noch, seid nor zofrieden, ech holen er aach ebbes me — moant Dir, bei ons wär Aegyptenland, wuh dat Fleisch zum Dikken eraus stiecht?!“

Er wollte der Alten begütigend auf die Schulter kloppen, sie wich zurück und sah ihn aus den eingesenkten rothgetänderten Augen giftig an.

„Dir brauch mech net ze kloppen, schärt Dich liever ruf on redt der Barbe de Flausen aus; se es falsch, seit se gehört hat, dat Dir Dich mit dem Ramsteiner Anna verheiraaden wollt on alleweil uf em Ramstein romstankört!“

„Wat? — Wän — wän —?!“ Der Bursche stotterte, während Angst und Wuth sein Gesicht verzerrten. „Wao — wän hänt er gesaot?!“

Mit geballten Fäusten stürzte er auf die Katrein zu. Sie grinste und drückte sich mit ungeahnter Behändigkeit zur Seite.

„Schreit net e su, Lorenz,“ sagte sie ruhig. „Dir weckt sunst Eiren Wadder — ech han't er gesaot! Moant Dir vielleicht, ech dähten ruhig zusiehn, wann meines Broders Sohns alehige Dogder owen im Loch sitzt on mitsamt dem Wörnchen bal verhungert? Du Dir freit en reiche Braut on lacht Dich in et Fäustche — — ne, Kömmer, e su hammer nett gewett! Gieh ras, Dau Bivat, on duh Dein Schulligkeit, sunst —“

„Hal Eier Maul!“ Der Lorenz hob die Hand, doch sie blieb regungslos in der Luft; unweit der Stallthür stand der Vater, die Pfeife im Mund, die Hände in den Hosentaschen und sah unbeweglich zum Sohn herüber.

„Wat es dann dat eloa?“ Der Alte rief es mit dröhnender Stimme. „En Dunnerknippchen naach ehs, wat will de alde Schateh! von Dir, Lorenz?“

„Neist, neist!“ Die Katrein kicherte in sich hinein, krümmte gleich hierauf den gebogenen Rücken noch mehr und winfelte mit kläglichem Stimm: „Bauer, Eier Lorenz es e su hardherzig, ech han gebät on en handvoll Grumbieren (Kartoffeln), äwer hän däht mer neist gäwen. Seid Dir e su gud!“

„Furt!“ Der Bauer drohte mit der Faust. „Ech kennen Dich! Erweil haot Dir kein Nicht mieh bei, de for Dich mitgeholt h i, wat se kriehn konnt; maacht, dat Dir runner konnt vom Hof, Dir Bettelpackasch!“

„Bettelpackasch?!“ Das Weib richtete sich auf wie eine Ratter, die man auf den Schwanz tritt. „E su schlimm es et net, Bauer — äwer, gud Zeit, de Barbara läßt Dich schien grießen, Dich on Eiren Lorenz — adjö!“

Mit der runzligen Hand winkend und höhnisch lachend wandte sie dem Hofthor zu; wie angenagelt standen die beiden Männer und starreten ihr nach. Die Hornesaber auf der Stirn des Vaters schwoh höher und höher, der Bursche wurde blaß und roth, schlug dann die Augen zu Boden wie ein er-tappter Schuldbube.

„Wat is dat, Lorenz?“ Die Stimme des Alten klang unheimlich, er nahm die Pfeife aus dem Mund und schlug damit den Sohn auf die Backen. „Wat häste mit dem Weib zo schaffen, wat lachte se e su on redte von dem Barbara? — Jong, Jong!“ — Er trat dem Sohn mit zornfunkelnden Augen ganz nahe und bohrte seine Blicke in dessen Gesicht.

„Neist, Wadder, et es neist bei alden Heiligen, Dir könnt Dich druf verlaaß!“

„Will't glawen!“ Der Bauer lachte mißtönend. „Ech halen Dech beim Wort!“ Er spuckte aus und schob die Pfeife wieder in den rechten Mundwinkel. „Wär aach e su domm

von Dir, e su domm, ech dächt dän Lorenz Pfaßel net mieh kenne, dän sech met e su ener Bettel einlaassen dächt! Geut awend gieh und uf dän Ramstein, kunnst mitgiehn, wunnst de willst; will mit dem Anna sein Wadder reden, wannch dat erschte Dffgebot sein soll — met e su ener langen Zieherei es dat en oniwle Saach. Mariä Geburt brauchen mer Geld, mer haon Zinsen zo zaohlen; zaohlen mer se net, hammer kein Dach mieh iver'm Kopp — Voran, Jong, woasor biste dann dän schienen Lorenz!

Der Bursche antwortete keine Silbe. Er nickte nur mechanisch mit dem Kopf, als der Alte ihm mit der schweren Faust einen ermunternden Puff in die Seite gab. Wie versteuert stand er, auf seine Schippe gelehnt, und blickte vor sich hin in die glanzvolle Mittagshelle. Der Bauer ging mit festem Schritt ins Haus; der Lorenz stand allein, und seine Hände umklammerten fast krampfhaft den hölzernen Stiel.

„D, die Barbe!“ Der Bursche stöhnte laut. Wie glücklich hätte er sein können, alles konnte gut und schön werden, wenn nur die Barbe nicht war, die Barbe! Eine namenlose Wuth stieg in ihm auf. Wenn er sie jetzt hier gehabt, er hätte ihr ins Gesicht schlagen mögen und sie an den langen Haaren reißen. — Sie, sie allein war schuld an allem Glend, an der Angst, die ihn des Tags umjagte, des Nachts nicht schlafen ließ, sich bitter in jeden Kuß mischte, den er der schönen Anna auf die rothen Lippen drückte.

„D Dau, Dau!“ Der Lorenz ballte die Faust und biß die Zähne auf einander, daß sie knirschten. Wärsie erscht furt, meinetrogen unnen in —

Er stockte, das dumpfe Schnaufen einer Kuh ließ ihn zusammenfahren; mit abergläubischem Entsetzen blickte er nach der Thür des kleinen Bretterverschlages, hinter der die Magd einst geschlafen. Ihm war, als hörte er dort ihre Stimme, heiser raunend und doch wie Hammerschläge: — „Ech schwören bei der Allerheiligsten, bei meiner Seelen Seligkeit —“

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflanzenwelt des Berliner Thiergartens.

(Schluß.)

Die Zahl der eingeführten strauchartigen Gewächse ist noch größer, sie mag zwischen 40 und 50 schwanken, ich will nur einige wichtige erwähnen. Die Gattung Ribes ist allein in 5 Spezies vertreten: Die rothe Johannisbeere zählt vielleicht zu den Ureinwohnern; die Stachelbeere ist schon seit Jahrzehnten verwildert; die schwarze Johannisbeere ist an ihrem durchdringenden wanzartigen Geruch kennlich; die nelkenduftende Gold-Johannisbeere und die Alpen-Johannisbeere gehören mit zu den erstblühenden Sträuchern des Parks.

Der hin und wieder angepflanzte Schneeball konnte auch ursprünglich wild gewesen sein; die zweite großblättrige Art ist süddeutscher Gast. Der Weibdorn hat zum mindesten drei Arten aufzuweisen, die Spiraea vier oder mehr. Von Geißblattbüschen erhielten wir eine rotheblühende Art aus Ostropa, während die weißblütige in anderen Gegenden Deutschlands (auch schon in der Mark) wild vorkommt. Die Schneebere kam aus Nordamerika, Goldregen, Blasenstrauch, Cornellische, Liguster aus den südlicheren Ländern Mitteleuropas. Der Flieder stammt aus Ostasien. Ueberhaupt schiedte uns allein schon dieses Gebiet eine ganze Reihe grazioser Ziersträucher. Wer hat nicht die schlanken, grünen Gerten mit den gelben, gefüllten Sonnenblüthen der Kerria japonica bewundert, wer nicht die japanische Quitten mit den großen rothleuchtenden Blumen! Und im allerersten Frühjahr werden schon viele erstamt stehen geblieben sein vor jenem hübschen Strauch (Porsytia viridissima), der seine gelben 4 lappigen Blumenkronen noch vor den Blättern treibt. Derjenige Busch, der oft sogar schon im Februar seine rothen, süßlich duftenden Blüthenstände entfaltet, ist der Seidelbast, und jedesmal erfreut er mich wieder von neuem, wenn er, während das Eis noch nicht einmal geborsten, an der Louisen-Insel zugleich mit den jungen Schneeglöckchen und der Pestwurz den ersten schüchternen Ausblick in die noch winterhafte Natur wirft. Von immergrünen Büschen Mahonie findet man vielfach Stechpalme und Mahonie angepflanzt. Sie werden fast stets verwechselt, sind aber leicht schon an der Farbe der Blätter (Stechpalme glänzend dunkelgrün, Mahonie braungelb) zu unterscheiden. Wer die Mahonie zum ersten Mal sieht, mag wohl kaum glauben, daß diese hartblättrige stachelige Pflanze ein naher Verwandter des im Thiergarten ebenfalls oft angepflanzten zartblättrigen, hellgrünen Sauerdorns (Berberisnstrauch) ist; und doch ist dem so. Lebensbäume finden vielfach als einzelstehende dekorative Landschaftselemente oder als hintergrundbildende Baumwände Verwendung. Sie und da sassen die Beetränder kleine Büsche des Wurbaumes ein; größere Exemplare stehen u. a. an der Brücke zwischen den Dent-

mälern Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise. Hiermit ist die sich von Jahr zu Jahr mehrende Zahl angepflanzter Sträucher noch lange nicht erschöpft, aber der Rest ist entweder zu selten, oder auch zu wenig bekannt, als daß ich weiter auf ihn eingehen möchte.

Die niedere Pflanzenwelt (d. h. nur räumlich, nicht botanisch zu verstehen, denn dann wären es Pilze, Algen und Flechten) kann im Verhältniß an Reichhaltigkeit bei weitem nicht mit der höheren weiteisern, doch birgt auch sie in ihren Reihen Interessantes, Schönes und Seltenes.

Im ersten Frühling, wenn die Büsche zarte, grüne Schleier um sich spinnen und man weit hineinblicken kann in ihr Zweiggewirr, da sprießen unter ihrem Schutz allenthalben die weißen Anemonen, ja, an einer Stelle sogar, wohlgeborgten vor den Blicken der Vorübergehenden, findet sich ein Rasen der gelben Anemonen, der liebenswürdigsten unserer liebenswürdigen Frühlingekinder. Meines Wissens ist ihr Vorkommen in unserem Park nicht bekannt und ich fürchte bei Preisgabe des Fundorts dem Pflänzchen einen üblen Dienst zu thun. An den Teichrändern öffnen sich die gelben Sterne des Scharbockkrauts, Schneeglöckchen und Pestwurz haben womöglich schon ausgeblüht und sind üppig ins Kraut geschossen. Ein, zwei Wochen, dann kommen sie alle, Veilchen, wohlriechende und wilde, Gumbertmann, Bienensaug und weißer Sauerklee. Jeder Tag bringt neues Leben, neue Blüthen. Die Kornellischen sind schon wieder verblüht. Dichter und dichter weben sich die Schleier der Büsche und werden endlich schwere grüne Tücher; die Sonnenstrahlen lassen sie wohl noch durch, aber den Blick nicht. Dann öffnet an einer einsamen Stelle der Goldbienensaug seine fingerliebgroßen, goldgelben Lippenblüthen. Auch sein Vorkommen ist bisher von den Botanikern übersehen worden. Von Tag zu Tag erobern sich jetzt rohe Burschen, wie Schöllkraut und Lauchhederich, in den Büschen mehr Gebiet, und bald ist von den ersten arten Frühlingsgästen nichts mehr zu entdecken. Dann öffnet der Hederich seine weißen knoblauchduftenden Blüthenstände, und das Schöllkraut bricht wie Glas und beschmutzt uns mit seinem quellenden gelbrothen Saft die Kleider. Der Löwenzahn ist in die Flegeljahre gekommen; breit und ungenirt rädelt sich seine gezähnten Blätter an den Begräbern; die goldenen Sonnen sind abgefallen, und der Wind führt die Federkronen von dannen. Für die Pflanzenwelt der Büsche hat die schönste Zeit schon aufgehört; dafür scheint aber auf der feuchten Waldwiese der Frühling erst eben eingezogen zu sein.

Um die großen rosettenförmigen Büsche der Farne schaaren sich die zarten bläulila Sumpveilchen, die Erdbeere, die Bachnelkenwurz, das Wiesenschamkraut, der zweihäufige Baldrian, die Glockenblume, Pfennigkraut, Schildkraut, Schattenblume, alle, alle kommen. Die krautige Spiraea duftet mit Eberesche und Schneeball um die Wette. Die echten Maiglöckchen in der Nähe des Floraplatzes beeilen sich, ihre Blüthen zu treiben, als ob sie es bezahlte bekämen. Und auch die trockenen, sandigen Waldwiesen im Bellevuegarten wollen nicht länger ruhen, da steht Blüthe an Blüthe ein vielfarbiger Teppich: Ackerhornkraut, Keiserschnebel, Sandwelle, Königer Steuerech, Schafgarbe, kleines Bergschmeinnick und großer blauer Ehrenpreis bilden leuchtend bunte Muster. Der faststrohende Mauerpfeffer duckt sich ruhig, er weiß ja, wenn die meisten der andern abgewirhschaftet, dann kommt er daran.

Am Hippodrom blühte im März das kaum vier Zentimeter hohe Frühling-Hungerblümchen und ein kleiner Sandehrenpreis. Wo sind sie hin? Jetzt geht es schon an den Sommer. Der braune Weisus, die stachelige Salzpflanze, Wollsmilch und ein kleiner Knypser gedeihen so üppig, daß man glauben könnte, es wäre fetter Boden, auf dem sie ständen, und nicht dürre, märkischer Sand. Zwischen ihnen recht sich allenthalben die Nachtkerze empor und wartet nur darauf, daß die Sonne sinkt, damit sie ihre großen hellgelben Blüthen öffnen kann. Das kanadische Unkraut (Erigeron canadensis) hat im letzten Jahrzehnt erschreckend zugenommen. Schön ist es gewiß nicht, aber von unglücklich zäher Lebensfähigkeit, überall kommt es fort, wo sich kaum noch etwas anderes hinwagt. Eine sehr liebenswürdige Acquisifition hat unsere Flora an ihm nicht gerade gemacht. Eine noch unglücklichere Erwerbung ist unserem Park aber in einem Flüchtling des botanischen Gartens geworden, der kleinblütigen, aus Zentralasien stammenden Balsamie (Impatiens parviflora). Dieses unangenehme Unkraut ist leider seit einem Jahrzehnt für Sommer und Herbst Charakterpflanze unseres Thiergartens geworden. Die Früchte schlaudern, so wie sie reif sind, bei der geringsten Berührung die Samen in großem Bogen von sich, und nicht ein Korn scheint auf unfruchtbarem Boden zu fallen.

Weit weniger unangenehm wie die beiden letzten macht sich ein Eindringling aus Nordamerika, der zierliche gelbbüthige Sauerklee, bemerkbar.

Von Wasserpflanzen möchte ich nur auf die kanadische Wasserpest (Elodea canadensis) aufmerksam machen. Nachdem diese Pflanze durch ihr massenhaftes Auftreten schon in den dreißiger Jahren die Schiffahrt der Themse zeitweise auf das äußerste erschwert hatte, machten einige hiesige Botaniker den geistvollen Versuch, dieselbe auszujagen, nur um zu sehen, ob sie hier ebenso um sich griffe wie in England. Der Versuch gelang glänzend, und heute giebt es wohl in der ganzen Provinz Brandenburg und weit über ihre Grenzen hinaus, kaum ein größeres Gewässer, kaum einen Teich, ja selbst kaum einen Wiesengraben, der nicht dieses un-ausrottbare Unkraut beherbergte.

Mit diesen wenigen von mir angeführten Arten ist natürlich

die Pflanzenwelt unseres Parks noch lange nicht erschöpft und noch manche feltene und manche häufige Art birgt Wiese und Dickicht. Zwar läßt sich leider nicht verkennen, daß die Zahl der interessanten Erscheinungen sich von Jahr zu Jahr verringert. Die schönsten Zeiten, da der Schreiber dieser Zeilen noch die rothe Taqnelle fand, zählen längst zu den vergangenen; und daß vollends Korallenwurz eine unserer rarsten und merkwürdigsten Orchideen im Thiergarten vorfam, künge selbst dem Berufsbotaniker nur noch wie eine ferne Sage.

Darum möchte ich für die Ueberreste einer früher so reichhaltigen Flora um Pardon bitten. Wenn ich Fundorte preisgegeben habe, so that ich es, nicht um sammelwüthige Kinder und Erwachsene darauf zu gehen, sondern damit sich mehr Menschen als bisher daran erfreuen sollen; und das ist nur möglich, sobald jeder die Pflanzenwelt unseres Parks schon. Neuen aber, die kein Blüthen sehen können, ohne es abzurufen und die Leiche in graues Pöschpapier zu betten, möchte ich warnend die Worte des Botanikers und Dichters Adalbert v. Chamisso's zurufen:

„Es giebt so wenig Körner, viel der Spreu,
Du suchtest Blumen, sammeltest nur — Heu.“

G. H.

Kleines Feuilleton.

— Die Münze der Freiheit. Der Plan, auf neuen Münzen, die in Frankreich geprägt werden sollen, der Republik wieder die Gestalt einer Frau mit der phrygischen Mütze zu geben, hat de Barthélemy zu folgender kurzen Untersuchung im Bulletin critique darüber veranlaßt, wie es kommt, daß die Ausdrücke phrygische Mütze, rothe Mütze und Freiheitsmütze gleichbedeutend geworden sind. Die phrygische Mütze ist offenbar eine orientalische Kopfsbedeckung, ihr entstammen die Tiara der asiatischen Herrscher, der jüdischen Hohenpriester, der Päpste und die Mitra der Bischöfe. Mit der Freiheit hat daher diese Kopfsbedeckung durchaus nichts zu thun. Schon 1805 äuferte der Historienmaler N. E. Cibelin sein Entsetzen darüber, daß die phrygische Mütze das Sinnbild der Freiheit sein solle. Eine solche Ehre könne der Kopfsbedeckung des Paris, des Ganymed und des Königs Midas nicht zukommen. Als am 15. April 1791 die Nationalversammlung die Prägung des neuen Geldes berieth, bestimmte sie, „daß die Rückseite der Goldmünzen der Thaler und Halbhaler den Genius Frankreichs zeigen solle, wie er, aufrecht vor einem Altare stehend, mit dem Szepter der Vernunft das Wort Verfassung auf eine Tafel schreibt. Neben dem Altar soll als Symbol der Wachsamkeit ein Hahn und als Sinnbild der Einigkeit und der bewaffneten Macht ein Fascesbündel stehen“. Von der phrygischen Mütze ist also noch keine Rede. Unter den Entwürfen fand sich aber einer, der von Dupré vorgelegt, auf dem über den Fasces eine phrygische Mütze schwebte, und dieser Entwurf wurde angenommen. So kam die phrygische Mütze dazu, zur Freiheitsmütze erhoben zu werden. de Barthélemy glaubt, daß der Künstler den Vorwurf einer 1789 für Bailly, der damals Maire von Paris war, geschlagenen Medaille entlehnt habe, auf der die Stadt Paris stehend dargestellt wird, eine Lanze in der Hand, die von einer phrygischen Mütze überragt wird, und er meint weiterhin, daß der Verfertiger dieser Medaille durch den Gleichlaut der Namen der Stadt Paris und des Hirten Paris auf den Gedanken gebracht worden sei. Weßhalb die rothe Mütze auch zur Freiheitsmütze wurde, hat Ludovic Balanne längst untersucht. Mehrere Auslegungen waren aufgestellt worden. Nach den einen soll die rothe Mütze volksthümlich geworden sein, als 1792 die begnadigten Soldaten des Regiments von Châteauneuz, die wegen des Aufstuhes von Nancy auf die Galeere geschickt worden waren, in Paris eintrafen. Sie trugen noch die rothe Mütze, die das Abzeichen des Bagno's war. Nach andern soll Brissot die Vorzüge der Mütze als Kopfsbedeckung in einem Artikel des „Patriote“ angepriesen haben, die rothe Farbe habe man als Zeichen der Fröhlichkeit gewählt. Am 19. März 1792 wurde in einer Versammlung der Société des amis de la constitution“ der Jakobiner ein Antrag Pétiions vorgelesen, der das Tragen dieser Mütze verbot. Auch Robespierre stimmte dem Antrage zu und meinte, eine Kokarde genüge als Abzeichen. Jedoch schon vier Tage später wurde am Schluffe einer Vorstellung von „Cäsars Tod“ Voltaire's Büste auf der Bühne mit einer rothen Mütze geschmückt, und bald kam sie wieder auf. Jedenfalls untersagte am 21. September 1793 der Konvent den Gebrauch der rothen Mütze auf dem Bagno, sie wurde fortan das geheiligte Abzeichen der Freiheit. Zum Schluffe befürwortet de Barthélemy, man möge bei Darstellung der Freiheitsmütze auf die römische Uebersetzung zurückgreifen. In Rom wurde den befreiten Sklaven eine niedrige, halbkugelförmige Mütze ohne Falte aufgesetzt. Man findet diese Kopfsbedeckung noch auf den Denaren, die L. Plostorius Cestianus zwischen 44 und 42 v. Chr. zu Ehren des Brutus zur Erinnerung an den Tod Cäsars prägen ließ; sie schwebt hier zwischen zwei Dolchen. Und als der Senat nach dem Tode Nero's einen Augenblick die oberste Gewalt übernahm, ließ er ganz ähnliche Denare prägen. Das also sei die wahre Freiheitsmütze und sie solle, sagt der Verfasser, auch auf den neuen französischen Münzen stehen. —

Literarisches.

g. b. Todgeweihte. Stizzen von J. C. Porikky. Berlin. R. Voll. — Junges, blutjunges Geschreibsel, ein ganzes Orchester entliehener Töne, aber nicht eine eigene Note. Daß jemand

Stizzen, wie „Zwillinge“ und „Die Fee“ verbrecen kann, mag — wenn man die Jugend des Angeklagten in betracht zieht — noch hingehen, aber daß ein Autor so wenig Selbstsucht haben soll, einen derartigen Unsinn drucken zu lassen, ist unvorsehlich. Die hier gebotenen Arbeiten sind fast durchweg als verfehlt zu betrachten; doch da man nicht aus den Bindeln weißagen kann, so ist es mir auch nicht möglich, über den Verfasser, dem vielleicht trotz alledem ernstes Streben nicht abzuspreehen ist, endgiltig den Stab zu brechen. —

Kunst.

— Auf der internationalen Kunstausstellung in München sind schon für mehr als 350 000 M. Kunstwerke verkauft worden. —

Aus dem Alterthum.

— Ein neues Bruchstück der parischen Marmorchronik. Der „N. Fr. Br.“ wird aus Athen geschrieben: Seit 1627 ist eine umfangreiche griechische Inschrift bekannt, die eine chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse der griechischen Geschichte von den ältesten Zeiten an bis zum Jahre 335 v. Chr. enthält, und wie ihre ersten Zeilen lehren, im Jahre 264 v. Chr. auf der Insel Paros verfaßt und aufgestellt worden ist. Durch einen Agenten Lord Arundel's in Smyrna erworben, wurde der Stein nach England geschafft und von dem berühmten John Selden veröffentlicht. Leider ward in den Bürgerkriegen die stolze Sammlung Lord Arundel's sehr vernachlässigt, und die Marmorchronik schwer verstimmt; nur ein trauriger Rest der mächtigen Platte befindet sich heute im Besitze der Universität Oxford. Nun hat kürzlich Herr M. Kriepi in Paros in einem dabeilbst gefundenen Inschriftstein einen bedeutenden Theil der verloren geglaubten Fortsetzung der Chronik erkannt; das kaiserliche deutsche archäologische Institut in Athen hat auf seine Mittheilung hin den in Athen weilenden Privatdozenten der Wiener Universität, Dr. Adolph Wilhelm, nach Paros entsendet, um mit dem Entdecker eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Veröffentlichung des wichtigen Steines vorzubereiten.

Das neue Bruchstück bietet in 33 Zeilen zu mehr als hundert Buchstaben eine chronologische Uebersicht über die Jahre 336 bis 299 v. Chr. und zählt, mit dem Tode des Königs Philipp von Macedonien beginnend, die Begebenheiten der Zeit Alexander's des Großen und seiner ersten Nachfolger auf. Leider ist die untere Hälfte des Steines abgerieben, am Anfang und Ende der Zeilen erhalten, die Lesung und Ergänzung schwierig, zumal unsere geschichtliche Uebersetzung über die Zeit nach Alexander's Tod eine lückenhafte ist.

Troßdem bedeutet das neue Stück eine erfreuliche Bereicherung unseres Wissens. Nicht nur wird die kritische Beurtheilung der Chronik gefördert, sie bringt auch positiv mancherlei Neues, so zur Geschichte des Fürsten von Kypros, des Agatholles von Syrakus, zur Literaturgeschichte, indem die Siege der Komödiendichter Philemon und Menandros verzeichnet, das Todesjahr eines bisher völlig unbekanntem Dichters Sosiphanes und das Geburtsjahr des bekannten gleichnamigen Tragikers angegeben wird u. s. w. Auch Naturereignisse sind mitgetheilt, wie in dem ersten Theile der Ausbruch des Aetna im Jahre 480 und der Fall eines Meteorsteins in Argosopotamo 469, ein Komet im Jahre 373, so in dem neuen Bruchstücke eine schon bekannte totale Sonnenfinsterniß 310, Erdbeben in Jonien 304 und die Erwähnung eines Kometen im Jahre 302. Allerdings beruht die Erwähnung des letzteren, da der Stein an der betreffenden Stelle verstimmt ist, nur auf Ergänzung; aber diese Ergänzung hat sich glänzend bestätigt, da chinesische Chroniken gerade für dieses Jahr von einem Kometen berichten, von dem die klassische Uebersetzung schweigt. —

Volkshunde.

— Ueber das Liebesleben der friesischen Inselbewohner wird der „Tägl. Rundschau“ geschrieben: Obgleich durch das rasche Ausblühen der Nordseebäder in enge Verbindung mit dem modernen Leben gebracht, haben die Bewohner von Sylt, Amrum und Föhr, wie man uns erzählt, sich ihre alterthümlichen Sitten noch treu gewahrt. Auf Sylt gehen die jungen Burschen abends in die Häuser, wo junge Mädchen sind. Jeder „junge Gast“ erhält eine Pfeife Tabak oder auch mehr und man unterhält sich. Sobald ein Bursche das Haus verläßt, begleitet ihn das Mädchen zur Hausthür, wo noch ein je nach Neigung kurzes oder längeres Plaudersündchen gehalten wird. Vermuthet man irgendwo ein heimliches Liebespaar, so findet das Mädchen nicht selten am Morgen die Thür mit dem Boot oder Wagen des Geliebten verstellt. Dem abgewiesenen Freier hängt man dagegen heimlich einen Korb mit einem Spottgedicht, oder ein „Strohweib“ vor das Haus. Das letztere bindet man auch dem Mädchen an die Pforte, das sich lange mit einem Burschen „gezogen“, aber nicht seine Frau geworden ist. Man fügt hier sogar noch einen Beutel mit Fintenteinen „zum Abtrocknen der Thränen“ hinzu. Wenn der junge Halligbursch freien geht, sagt er zu jedem, der ihm begegnet: „Zeh' geh' ich meinen Antrag machen.“ Je mehr Glück ihm dazu gewünscht wird, desto sicherer ist das Jawort. Die Mädchen lassen den Werber so oft wiederkommen, als sie „Achtung vor ihm haben“. Gleich beim ersten mal einen Korb zu geben, gilt als schwere Beleidigung. Wird er bei der fünften Anfrage ertheilt, so ist es nicht so schlimm. Gewöhnlich muß der Bursche die Werbung zehnmal wiederholen. Freit das Halligmädchen einen Burschen, so schleppen die Junggesellen der

Hallig das Boot des Bräutigams vor das Haus der Braut und geben es nicht eher frei, als bis ihnen eine Lonne Bier gespendet wurde. Auf Fahr und Ausrum wird der Freier zuerst bei der Braut und dann bei den Eltern. Die Verlobung wird an zwei Sonntagen gefeiert, am ersten im Hause des Bräutigams, am zweiten in dem der Braut. Vor beiden Häusern werden von den Burschen Fahnen aufgehüht. Wehen diese aber länger als bis Sonnenuntergang, so ist das ein Schimpf für die Braut. Während des Festschmauses werden vor'm Hause Böllerschüsse losgelassen. Bei jedem Schuß tritt das Brautpaar heraus. Die Braut reicht Backwerk, der Bräutigam Wein herum. Auf Ausrum wird die Verlobung durch den öffentlichen Kirchgang des Brautpaares kundgegeben. Auf Föhr beschenkt der Bräutigam die Braut gewöhnlich mit einem Kleid oder Silberzeug. In Wyl kennt man den Volterabend, in den anderen Dörfern auf Föhr nicht. Braut und Bräutigam laden selbst zum Feste. Ringe werden nicht gewechselt. Auf Ausrum laden zwei junge Mädchen zur Hochzeit. Brautkranz und Hochzeitsgeschenke kennt man hier nicht. Bei den Halligen trägt die Braut dagegen einen Kranz. Auf dem Wege zur Kirche geht der Bräutigam zwischen ihr und der Brautjungfer. Den Ringwechsel bei der Trauung kennt man auch hier nicht mehr. Nach dem Festmahl wird die Braut „aus der Ode getanzt“, auch beseligt man an ihrem Kopf den rothen Lappen, das Abzeichen der neuen Frauenwürde. —

Aus dem Thierleben.

t. Die Pilzkrankheit der Fische und ihrer Eier wurde kürzlich in der „Zeitschrift für Fischerei“ besprochen. Die Pilze, die sogenannten Saprolegnien, sind überhaupt mit die gefährlichsten Feinde für die Fische und ganz besonders für die Eier derselben. Trotzdem bleibt hier für die wissenschaftliche Untersuchung noch viel zu thun. Soviel jetzt bekannt ist, sind folgende Fischarten einer Erkrankung durch Pilze zugänglich: Rochen, Weißfische, Gründlinge, Barsch, Döbel, Hecht, Gold- und Silberfische, Bach- und Seeforellen, Nasen, Schlei, Felschen, Aeschen, außerdem befallen diese Pilze aus Ermangelung besserer Beute auch andere Wasserthiere, besonders die Krebse (Krebspest), Salamander und Frösche. Die Pilzarten, die für diese Krankheiten verantwortlich zu machen sind, sind noch nicht sämmtlich bekannt, zu ihnen sind vor allen Saprolegnia forax und Achlya prolifera zu rechnen. A. Maurizio fand bei seinen Untersuchungen auf dem Fischmarkt stets eine große Zahl junger Fische mit Pilzkrankheit und ebenso in den Fischzucht-Anstalten. Es war dabei ganz gleichgültig, ob das Wasser in den betreffenden Anstalten aus einer frischen Quelle oder aus einer Leitung genommen wurde. Besonders siedeln sich die Pilze an den Stellen des Leibes an, die nicht von Schuppen geschützt sind, also besonders am Kopfe und an den Augen, ferner an der Rücken- und Schwanzflosse, bei jungen Fischen setzen sie sich mit Vorliebe auf die Kiemen. Zuweilen tragen solche Fische große Pilzkolonien auf dem Kopfe herum, deren Farbe grün oder grünblau zu sein pflegt. Wenn der genannte Forscher zu einem Haufen gesunder Fische nur ein bis zwei kranke legte, so verbreiteten sich die Pilze sicher und schnell auf sämmtliche Eier, die Krankheit ist also im höchsten Grade ansteckend. Als Mittel gegen dieselbe wird in erster Linie eine Lösung von schwefelsaurem Zink und schwefelsaurem Kupfer (1/2 bis 1 Gramm pro Liter Wasser) empfohlen, welche schon nach viertel- und halbstündiger Wirkung die Weiterverbreitung der Pilze unmöglich macht. Noch rascher soll eine Lösung von zwei Gramm schwefelsaurer Magnesia auf ein Liter Wasser wirken, dagegen sind Boräure und Salicylsäure laun zu empfehlen. Diese Untersuchungen sind von größter Wichtigkeit, da die Pilzkrankheiten zu wahren Epidemien ausarten können, wie eine solche z. B. in England in den Jahren 1877—1882 fürchterbare Verwüstungen unter dem dortigen Fischreichthum angerichtet hat. —

Technisches.

— Butterbeförderung auf der Eisenbahn mit Eiskühlung. An der Ostbahn wird der Versuch gemacht, in der heißen Jahreszeit die als Stückgut aufgebundene Butter während der Beförderung auf der Eisenbahn durch Kühlung mit Eis frisch zu erhalten. Zu diesem Zweck haben sechs zur Butterbeförderung eingerichtete Wagen an der Decke eiserne Behälter erhalten, die etwa 700 Kilogramm Eis fassen. Die doppelten Decken und Wände dieser Wagen sind mit Isolirschieben versehen, um das Eindringen der heißen Luft von außen zu verhindern. Die Wagen sind stationirt in Königsberg, Insterburg, Allenstein, Luck und Hierode und werden wöchentlich einmal, von Königsberg zweimal nach Berlin laufen und von allen Stationen unterwegs etwaige Zuladungen aufnehmen. In den Wagen sind von außerhalb sichtbare Thermometer angebracht, um auf bestimmten Stationen die Temperatur im Innern des Wagens mit der Außenwärme vergleichen zu können. —

Humoristisches.

— Geheilt. Frau X., die Gattin eines Künstlers, ist eine „moderne Frau“, welche die „idealen Forderungen“ auch auf den Magen ihrer Gäste erstreckt. Sie vertritt den Standpunkt, daß geistige Nahrung die körperliche ersetzen könne. Darum denkt sie Essays und spricht Feuilletons, die andere geschrieben haben. Sie füttert ihre Gäste mit Schlagworten und tischt ihnen den Inhalt der Kunstkritiken der Tagesblätter auf, anstatt sie mit saftigen

Fasanen oder braun glänzenden Braten zu bewirthet. Da wurde eines Abends ein junger Fremder eingeführt und als hervorragender Hypnotiseur vorgestellt. Vor dem Souper saß man im Halbdunkel des Salons. Der Fremde hatte bereits vier Gäste „in Schlaf gestrichen“ und von jedem merkwürdigerweise auf alle Fragen die stereotype Antwort erhalten, daß er hungrig sei. Frau X. näherte sich einem befreundeten Herrn und flüsterte: „Das ist ein Schwindler.“ — „Unmöglich!“ — „Ich werde es Ihnen beweisen.“ — Wenige Minuten später saß die Hausfrau im Fauteuil. Der Fremde bewegte krampfhaft seine Finger nach allen Richtungen und suchte sie unangeseht vor der Nase herum. Dabei fixirte er sie mit impertinenter Arroganz. Sie schloß die Augen. Auf die erste Frage: „Schlafen Sie?“ ein leises: „Ja.“ — „Madame schläft,“ wandte er sich halbblaut an die Gesellschaft. — „Bitte, was soll ich —?“ — „Uns endlich einmal ein gutes, ausgiebiges Souper vorsetzen,“ hieß es im Chor. — Eine Blutwelle stieg in den Wangen der Schlafenden auf. Der Fremde zuckte wieder gichtig mit den Fingern, und mit einer Grabesstimme diktirte er das Menu: Suppe — Hummer Salat — Ragout, Fasan, mit Schnepfen garnirt u. s. w. Dann wurde Frau X. geweckt. Es dauerte auffallend lange, ehe sie erwachte. Sie rieb sich die Augen und ließ sich schwer in eine Divanecke fallen. „Was gab es, was habe ich gesprochen? Ich weiß von nichts, ich schlief so fest!“ stammelte sie. Als die Gesellschaft etwas verspätet zu Tisch kam, folgten der Reihenfolge: Suppe, Hummer Salat u. s. w. Man lächelte und ließ sich's gut schmecken. Zu ihrem Freunde aber sagte Frau X. einige Tage später: — „Der Fremde, der mich hypnotisirte, war doch ein Schwindler.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Die Untersuchungen der schulpflichtigen Kinder der städtischen Lehranstalten in Königsberg i. Pr. ergaben, daß gegenwärtig mehr als 25 pCt. an contagiöser Augenentzündung (Granulose) erkrankt sind. —

— Eine Ziegelei mit elektrischem Betrieb wird die Gräfin Laura-Grube bei Königshütte O.-Schl. erbauen. —

— In Breslau wurde der Kaufmann Max Kaplan, Inhaber der bedeutenden Konfektionsfirma Kaplan u. Ko., wegen Wechsel- schwindel eien verhaftet. —

— In Hagen wurde jüngst in einer Strafkammer- sifung von einem Angeklagten ein förmliches Konzert gegeben. Es handelte sich darum, ob verkaufte Instrumente annähernd preis- würdig waren. —

— Die Tapferkeit, sie ist kein Wahn. In Franzensbad war unlängst ein Kurgast eben ins Moorbad gestiegen, als er plötzlich einen schrillen Schreckensschrei ausstieß, stürmisch zu läuten begann und dann in Ohnmacht fiel. Rasch stürzt die Wad- dienerin herbei, aber auch sie stößt Schreckensschreie aus und fällt ebenfalls in Ohnmacht. Mehrere Kurgäste eilen herbei, und ihrem Bemühen gelingt es, die beiden Ohnmächtigen wieder dem Leben zurückzugeben. Und die Ursache der beiden Ohnmachten? Eine Maus, die sich vorwizigerweise in das Moorbad verirrt hatte! Ob sie auch in Ohnmacht gefallen, weiß man leider nicht. —

— Witebst, 23. August. In der Stadt Newel hat eine große Feuersbrunst gegen 200 Häuser eingesehert. Unter letzteren befinden sich ein Kloster und mehrere Amtsgebäude. Der angerichtete Schaden wird auf ungefähr 800 000 Rubel geschätzt. —

— Ein Systemsucher. In Zürich lebt seit längerer Zeit ein Rentier, der nach einem System sucht, um beim Roulettspiel mit Sicherheit zu gewinnen. Er beschäftigt eine Menge Leute mit einer Art statistischer Untersuchungen. So viele Angestellte hat und hatte er, daß er sie nummeriren muß. Geht eine Nummer fort, weil sie eine eintäglichere Arbeit gefunden, so wird sie ersetzt. Haben die Leute, denen der Rentier übrigens verheimlicht, welchen Zweck ihre Arbeit hat, noch keine Übung im Eintragen von Kreuzchen, senkrechten und wagrechten Strichen, so wird ihnen für jede Spalte 20 Cts. Honorar bezahlt; gewinnen sie aber Übung und schreibt ihre Arbeit rascher vor, so sinkt das Honorar bis auf 5 Cts. für die Spalte oder noch tiefer. In der Zeit eines Jahres hatte der „Forscher“ über 150 Angestellte. Bis jetzt scheint er das System aber noch nicht gefunden zu haben. —

— Paris, 24. August. Das Urtheil in dem Prozesse gegen den Baron Mackau und die beiden Angestellten, durch deren Fahrlässigkeit der Brand des Wohlthätigkeits- bazars in der Rue Jean Goujon hervorgerufen wurde, lautete gegen Baron Mackau auf 500 Fr. Geldbuße und gegen die beiden Angestellten an dem Kinetographen auf 1 Jahr 8 Monate Gefängniß sowie eine Geldstrafe. —

— 300 000 Fahrräder gab es letztes Jahr in Frank- reich nach den Resultaten der dortigen Fahrradsteuer. —

— In London sind vor ein paar Tagen vierzehn durch Elektrizität bewachte Droschken in Betrieb getreten. Sie sind in der Form von Wroughams gebaut und haben ein etwas schwerfälliges Aussehen. Der Kutscher sitzt vorn, und im Innern können zwei oder zur Noth drei Personen Platz finden. Das Gesamtgewicht einer solchen Droschke beträgt 28 englische Zentner, wovon 14 auf die Akkumulatoren kommen. Bei der Probefahrt bewährten sich die Droschken ziemlich gut. —

— Von der Pest. Pac. Berichten aus Bombay ist die Pest in Paona im Zunehmen begriffen. —